



Foto: Alexander Alber

Auf der Titelseite angekündigte Themen farblich gekennzeichnet. Coverfoto: Alexander Alber

TITEL

16 | WIR BRAUCHEN SIE

Jede fünfte Arbeitskraft in Südtirol stammt aus dem Ausland. Woher die Menschen kommen und wo sie arbeiten.

22 | GRAFIK

Der prozentuelle Anteil ausländischer Arbeitskräfte nach Branchen (im Bild der aus Peru stammende Bäcker Alan Valencia).



TITEL

Der „capo“ Kurti (auf der Leiter) und seine „squadra“ beim Eisenbinden auf einer Baustelle von Eurobeton 2000 in Lana. Kurti ist Albaner und führt gemeinsam mit seinem Bruder und Cousin das Subunternehmen Skara. Viele Baufirmen arbeiten für einzelne Projekte mit Subunternehmen zusammen. Diese Arbeiter stammen hauptsächlich aus dem Ausland.



DAS RÜCKGRAT DES LANDES

Jede fünfte Arbeitskraft in Südtirol stammt aus dem Ausland. Diese Menschen machen, was wir nicht mehr tun wollen. Woher sie kommen, wo sie arbeiten.

von Georg Mair, Silke Hinterwaldner, Julia Staffler, Karl Hinterwaldner, Andrej Werth und Markus Larcher

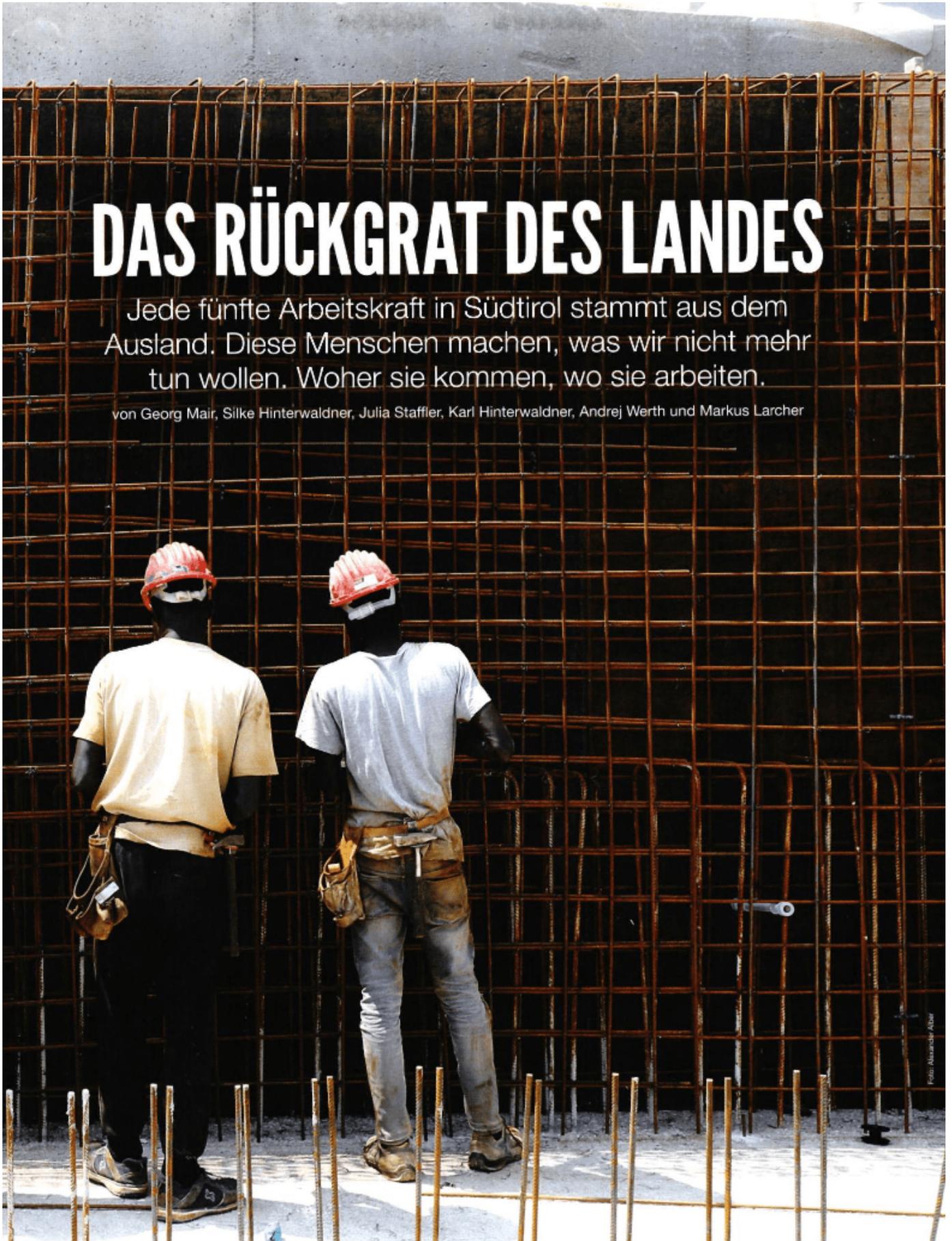


Foto: Alexander Albers



TITEL

In Südtirol liegt die Zahl der Erwerbstätigen bei 261.000 Personen – abhängig Beschäftigte und Selbstständige zusammengerechnet. 2024 hat das Amt für Arbeitsmarktbeobachtung mehr als 230.000 abhängig Beschäftigte gezählt.

Davon kommen 21 Prozent aus dem Ausland, rund 17.000 aus der EU und etwa 31.500 aus Staaten, die nicht zur EU gehören. In Südtirol leben um die 56.000 Leute aus dem Ausland, das sind etwas mehr als zehn Prozent der Bevölkerung. Die größten Gruppen kommen aus Deutschland, Albanien und Pakistan.

Leute aus dem Ausland stellen also 10 Prozent der Bevölkerung, aber 21 Prozent der Arbeitskräfte. Die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte wächst laut Arbeitsmarktbericht des Landes weit stärker als die der einheimischen.

Ohne sie geht es nicht, sagen die Leute, die wir für unsere Titelgeschichte getroffen haben. Wir beschreiben am Beispiel der wichtigsten Wirtschaftszweige, wie ausländische Arbeitskräfte den Betrieb aufrecht halten: in Hotellerie, Handwerk, Landwirtschaft, Pflege, Reinigung, Mobilität, Kirche und Bauwesen. Wir zeigen die Menschen, die in diesen Branchen arbeiten, und haben auch mit denen gesprochen, die ihnen Arbeit geben.

Die Sektoren mit dem höchsten Anteil an ausländischen Arbeitskräften sind: Haushaltsdienste (74 Prozent), Reinigung (68), Landwirtschaft (52), Gastgewerbe (43) – siehe Tabelle auf Seite 22. Gerade in den Branchen mit einer hohen Zahl an ausländischen Arbeitskräften sind die Verträge auf die Saison beschränkt. Im Gastgewerbe etwa. Oder in der Landwirtschaft mit vielen Leuten, die bei der Ernte helfen – insgesamt gibt es 63.000 befristete Arbeitsverträge. Die höchste Quote der Festanstellungen gibt es in der Industrie: Es sind 80 Prozent der rund 27.000 Beschäftigten.

Der Südtiroler Arbeitsmarkt weist einige Besonderheiten auf: Die

Arbeitslosigkeit ist niedrig; die Erwerbsquote liegt bei Frauen nur bei 70 Prozent; die Zahl der Teilzeitverträge liegt bei 61.000, 52.000 davon betreffen Frauen; 80.000 Beschäftigte sind über 50 Jahre alt; neun Prozent der Beschäftigten in der Privatwirtschaft beziehen einen Bruttolohn, der unter neun Euro in der Stunde liegt.

Das Arbeitsförderungsinstitut Afi erhebt regelmäßig Daten zum Arbeitsmarkt. Afi-Direktor Stefan Perini sagt: „Wir sind stark von Leuten von auswärts abhängig, Landwirtschaft oder Gastgewerbe könnten zusperrern ohne ausländische Arbeitskräfte.“

Deshalb, sagt Perini, brauche es Zuwanderung: „Durch natürlichen Zuwachs können wir den Bedarf an Arbeitskräften nicht sichern, selbst wenn wir zusätzliche Ressourcen aktivieren“, etwa durch die Erhöhung der Beschäftigungsquote bei Frauen.

Die Zu- und Abwanderung habe auch eine Kehrseite. Perini: „Wir importieren niedrigqualifizierte Arbeitskräfte und exportieren hochqualifizierte.“ Das trage nicht dazu bei, die Produktivität der Wirtschaft zu erhöhen. Was es vor allem brauche, seien höhere Löhne, politische Steuerung – und „eine richtige Integrationspolitik“.

Georg Mair

**„WAS WIR
BRAUCHEN:
HÖHERE LÖHNE,
STEUERUNG, EINE
ORDENTLICHE
INTEGRATIONS-
POLITIK.“**

Stefan Perini, Direktor
Arbeitsförderungsinstitut

BAUBRANCHE

Kurti, Maurer. Lana

(js) Das Thermometer zeigt 32 Grad. Es ist Mittwoch, kurz nach der Mittagspause, auf einer Baustelle von Eurobeton 2000 in Lana. Die Sonne brennt, zehn Männer arbeiten an zehn neuen Wohnungen – seit März ist das Team hier im Einsatz. Gerade wird Eisen gebunden.

Thomas Burger, Vorarbeiter dieser Baustelle, begrüßt uns. Vier der Arbeiter, so sagt er, kommen aus dem Ausland. Einer aus Albanien, drei aus Senegal. Der Albaner heißt Kurti und ist der

sogenannte „Caposquadra“ der drei Senegalesen, also ihr Teamleiter.

Kurti, 27, ist seit rund zwei Jahren in Südtirol und wohnt in Bozen. Gemeinsam mit seinem Bruder und einem Cousin hat er das Subunternehmen Skara gegründet – eines von insgesamt zehn, mit denen Eurobeton regelmäßig zusammenarbeitet. Wenn Bauunternehmen zusätzliches Personal auf den Baustellen brauchen, greifen sie häufig auf Subunternehmen zurück. Inzwischen beschäftigt Kurti rund 25 Leute, sie kommen aus Albanien, Kosovo, Marokko, Rumänien – oder wie seine Kollegen Maleka und Ousmane, aus Senegal.

Maleka und Ousmane wohnen ebenfalls seit zwei Jahren in Bozen. Sie und Kurti sprechen Italienisch, haben privat Sprachkurse besucht. Maleka war vorher Kleiderverkäufer, Ousmane und Kurti bereits am Bau tätig. „In Senegal habe ich so gut wie gar nichts verdient“, sagt Ousmane.

Die Arbeit gefällt ihnen gut, die Hitze macht ihnen nichts aus. 9,5 Stunden täglich sind sie auf der Baustelle, am Abend wird geschlafen, am Wochenende ausgeruht.

Später trifft auch Stefan Pfösl, Gründer und Geschäftsführer von Eurobeton, auf der Baustelle ein. Zusammen mit seinen weiteren Firmen Alois Pfösl und Tobibau beschäftigt er rund 160 fest Angestellte, davon 70 ohne italienische oder deutsche Staatsbürgerschaft. Die meisten kommen aus Albanien, Kosovo, Marokko, Rumänien und ein paar aus Indien. Weitere 250 Arbeiter – etwa 90 Prozent davon aus dem Ausland – sind über Subunternehmen wie eben Skara auf den Baustellen im Einsatz.

„Ohne ausländische Arbeitskräfte könnte ich meinen Betrieb zusperrern“, sagt Pfösl. Wenn er Glück hat, findet er einmal im Jahr einen einheimischen Lehrling: „Vor sieben Jahren waren es noch fünf oder sechs“.

Und je weniger Einheimische nachkommen, desto dringender braucht es Arbeitskräfte aus dem Ausland – das belegen auch die Zahlen. Laut einer Erhebung der Bauarbeiterkasse Bozen waren im Jahr 1989 noch 72 Prozent der Arbeiter im Bausektor in Südtirol geboren, 26 Prozent stammten aus dem restlichen



Jesse Vega bringt frische Handtücher in die Zimmer des Hotels Muchele in Burgstall: Es ist kurz nach 14 Uhr, ihre Schicht ist gerade zu Ende gegangen. Beim ff-Termin gibt sie noch einmal Einblick in ihren Alltag bei der Arbeit.

Foto: Alexander Albin

Italien, nur 2 Prozent aus dem Ausland. 2005 war der Südtiroler Anteil bereits auf 49 Prozent gesunken, der der ausländischen Arbeitskräfte auf 25 Prozent gestiegen. Im Jahr 2023 lag der Anteil jener Bauarbeiter, die nicht in Italien geboren wurden, bereits bei etwa 39 Prozent.

Hinweis: Diese Daten erfassen alle Personen, die im jeweiligen Jahr auch nur einen Tag im Bausektor tätig waren – im Unterschied zu den Angaben auf Seite 24, wo ausschließlich ganzjährig Beschäftigte berücksichtigt wurden.

Die Plattner AG beschäftigt rund 98 Festangestellte, etwa 15 Prozent davon haben ausländische Wurzeln – fast alle besitzen jedoch die italienische Staatsbürgerschaft. Auf den ersten Blick scheint ein Tag ohne Ausländer hier verkraftbar zu sein. Doch die Fixangestellten machen auf einer Baustelle nur rund 40 Prozent der Belegschaft aus, die restlichen 60 Prozent kommen über Subunternehmen – und diese stammen fast ausschließlich aus dem Ausland.

Gerade bei Großprojekten sei auf diese Arbeitskräfte nicht zu verzichten, erklärt Martin Schwitzer, Verantwortlicher des operativen Personals des Unternehmens. Während der Betrieb kleinere Projekte noch mit einheimischem Personal stemmen könne, sei dies bei größeren Bauvorhaben nicht bewältigbar.

Gründer und Geschäftsführer Sebastian Plattner betont: „Unsere Erfahrungen mit ausländischen Arbeitern sind durchaus positiv.“ Natürlich gebe es kulturelle Herausforderungen – etwa während des Ramadans, wenn das Fasten die körperliche Belastbarkeit einschränkt. „Wir wertschätzen hier jeden. Als Betrieb muss man sich öffnen und ausländische Arbeitskräfte ausbilden und integrieren“, sagt Plattner.

GASTGEWERBE

Jesse Vega, Zimmermädchen, Burgstall

(sul) Um 7 Uhr morgens beginnt Jesse Vega ihre Arbeit in der Hotelwäscherei. Gleich danach putzt sie die Sauna, und um 8.30 Uhr macht sie in den Zimmern weiter. Bettwäsche wechseln, Bad putzen, Boden reinigen. Als wir sie um kurz nach 14 Uhr in einem der Zimmer des Hotels



TITEL



Amarjeet (Mitte) ist 2007 aus Indien nach Italien gekommen und hat hier immer im Weinbau gearbeitet, zuerst in Franciacorta und jetzt bei Lagèder in Margreid: „Ich kann alles außer Traktor fahren.“

Foto: Alexander Alzer

Muchele in Burgstall treffen, hat sie ihren Arbeitstag gerade beendet. Die Arbeit im Hotel, sagt Jesse Vega, gefalle ihr sehr. Und überhaupt, das Leben in Südtirol sei ein ganz anders als jenes in Peru. Ein viel besseres. Nach dem Gespräch und dem Fototermin mit ff fährt Jesse Vega nach Hause, sie lebt in einer kleinen Wohnung in Meran, erzählt sie, die sie gerade erst bezogen hat. Als sie das sagt, lächelt Jesse

Vega zufrieden. Eine Frau, die selbstbewusste Gelassenheit ausstrahlt.

Jesse Vega spricht fließend Italienisch. Vor 24 Jahren kam sie als Badante nach Gröden, bald wechselte sie aber ins Gastgewerbe – und arbeitet seit zehn Jahren im Hotel Muchele. In Südtirols Gastbetrieben sind etwa 280 Menschen aus Peru tätig, vor zehn Jahren waren es noch weniger als die Hälfte. Der Anstieg dieser

Zahlen ist nicht zufällig: Hotellerie und Gastgewerbe sind der größte Arbeitgeber für ausländische Mitarbeitende. In Hotels, Restaurants und Bars waren im vergangenen Jahr 35.000 Menschen angestellt. Tendenz steigend. Die Hälfte davon sind italienische Staatsbürger mit Wohnsitz in Südtirol. Am meisten Beschäftigte mit anderer Staatsbürgerschaft kommen aus Rumänien, es folgen die Slowakei,



Pakistan, Albanien, Indien, Bangladesh, Ungarn und die Ukraine. Die Zahl der Verträge steigt von Jahr zu Jahr. Seit 2019 gibt es um 27 Prozent mehr unbefristete und um 13 Prozent mehr befristete Verträge. „Besonders auffällig“, sagt HGV-Direktor Raffael Mooswalder, „ist der rasche Anstieg von Beschäftigten aus Pakistan und Albanien.“ Jetzt gehe es darum, „die Beschäftigungsverhältnisse

weiter zu stabilisieren und gleichzeitig den Fachkräftemangel strukturell zu adressieren“. Das heißt: enge Zusammenarbeit zwischen Schulen und Betrieben, Arbeitsbedingungen verbessern, Personalbindung stärken und: „Zuwanderung gezielter gestalten“. Das Ziel, meint Mooswalder, sei nicht Lücken zu füllen, etwa mit kurzfristiger Saisonarbeit, sondern ein System mit stabilen, qualifizierten und zufriedenen Arbeitskräften zu schaffen.

Priska Ganthaler ist die Vorgesetzte von Jesse Vega – und sie macht genau das. „Wir wollen“, sagt sie, „dass es allen gut geht. Die Arbeit soll sich gut anfühlen.“ Mittlerweile, das weiß sie, kämpft die Branche stärker um Mitarbeitende als um Gäste.

Gemeinsam mit ihrer Schwester Martina führt Priska Ganthaler in dritter Generation das Hotel Muchele in Burgstall. Das Haus zählt 42 Zimmer und 43 Leute im Team.

In diesem Team finden sich Menschen aus Südtirol, Italien, Peru, Irak, Tunesien, Pakistan und der Slowakei. Eine „bunte Familie“, so nennt sie ihre Mannschaft, die sie versucht zusammenzuhalten. Die meisten arbeiten nicht nur im Hotel, sie haben sich auch langfristig in der Umgebung niedergelassen. Viele haben an zwei Tagen in der Woche frei oder sie können sich Sommerurlaub nehmen – was bis vor einigen Jahren unmöglich erschien, ist in zahlreichen Betrieben mittlerweile Usus. Ganz einfach deshalb, weil es nicht anders geht.

Priska Ganthaler sitzt auf einem Sessel in der Hotelbar, um sie herum gesellen sich immer wieder Gäste, Kinder genauso wie Erwachsene. Im Hintergrund läuft leise Loungemusik. Man fühlt sich sofort wie im Urlaub.

Die Ruhe, die es dafür braucht, strahlt Priska Ganthaler aus, genauso wie die Mitarbeiterinnen hinter der Bar – und wie Jesse Vega, das Zimmermädchen aus Peru, das in Südtirol eine neue Heimat gefunden hat.

LANDWIRTSCHAFT

Amarjeet, Arbeiter. Margreid

(gm) Sieben Männer arbeiten im Weinberg, es ist schon heiß an diesem Vormittag in Margreid unweit des Dorfes. Seit 7 Uhr sind die Männer draußen.

Die Männer kommen aus Afrika oder aus Indien, so wie Amarjeet, der Vorarbeiter. Mit einer „Max“-Zange, einem speziellen Werkzeug, schneiden sie das überschüssige Laub ab. Oder sie binden die Reben an. Sie müssen dafür sorgen, dass die Trauben genug Licht bekommen, dass das Laub nicht den Auftrag der Spritzmittel behindert.

„Schabigen“, sagt Amarjeet im Dialekt zum Auslauben, auch wenn er sonst fast nur Italienisch spricht.

Im Herbst werden die Arbeiter hier den Chardonnay ernten. Dann wird das Weingut Lagered um die 30 Leute fürs Wimmen beschäftigen, fast alle aus dem Ausland.

Lagered ist eine der größten Privatkellereien im Land, seit verganginem Jahr wird hier nur mehr biologisch oder biodynamisch gearbeitet. Rund 50 Hektar gehören der Familie, verarbeitet werden Trauben von insgesamt 130 Hektar

„EINHEIMISCHE
FINDEN WIR KAUM
FÜR DIE ARBEIT IM
WEINBERG.“

Katharina Alverà, Verantwortliche
für die Landwirtschaft im Weingut
Lagered

Rebanlagen.

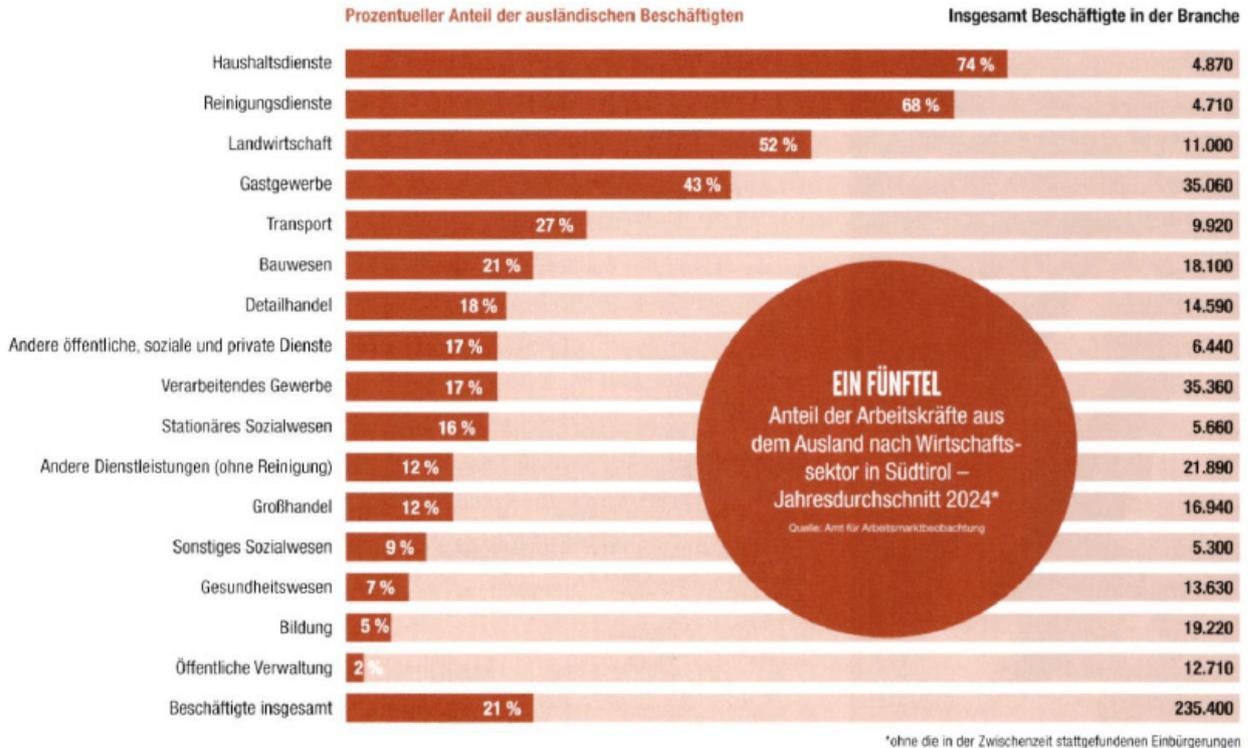
Amarjeet, 39, ist 2007 aus Indien, aus der Region Punjab nördlich der Hauptstadt Delhi nach Italien gekommen. Er ist ein Sikh. Man erkennt die Mitglieder dieser Religionsgemeinschaft oft an ihren langen Haaren, ihrem langen Bart und dem Turban. Die Sikhs arbeiten oft in der Landwirtschaft, in Italien sind sie diejenigen, die den Parmesan herstellen. Amarjeet hat sich Haare und Bart geschneitten.

Er hat schon in Indien in der Landwirtschaft gearbeitet, Weizen, Reis, Mais. Die Arbeit im Weinberg hat er in Franciacorta bei Brescia gelernt – von dort kommt der Prosecco. „Ich mache alles, außer Traktor fahren“, sagt er.

Die Genossenschaft, bei der er in Franciacorta angestellt war, arbeitete überall, wo Arbeiter in der Landwirtschaft



TITEL



gebraucht wurden. So ist Amarjeet auch nach Südtirol gekommen. Jetzt hat er bei Lageder eine feste Anstellung übers ganze Jahr – in der Landwirtschaft ist Saisonarbeit die Regel. Bei Lageder sind die Arbeiter meistens zehn Monate im Jahr beschäftigt – und beziehen dann Arbeitslosengeld.

Das Fürsorgeinstitut Inps verzeichnete 2024 fast 33.000 Beschäftigte in der Landwirtschaft, davon 29.500 saisonal. Der Südtiroler Bauernbund hat 2024 für 20.500 Beschäftigte in der Landwirtschaft die Lohnbuchhaltung übernommen, 15.500 von ihnen kamen aus dem Ausland, man verzeichnete 26.000 Arbeitsverhältnisse (eine Arbeitskraft kann auch öfter im Jahr kommen oder bei mehreren Betrieben arbeiten), 21.500 davon für die Ernte. Sie kamen etwa aus Rumänien (8.770), Slowakei (2.000) oder Polen (1.200). Im Durchschnitt verdienen sie um die 9 Euro brutto in der Stunde.

Katharina Alverà ist bei Lageder für die Landwirtschaft zuständig. „Einheimische“, sagt sie, „finden wir kaum, ohne

ausländische Arbeitskräfte könnten wir zusperrern.“ Einheimische arbeiten in der Verwaltung, in der Kellerei oder als Traktorfahrer. Alverà kümmert sich auch um Sprachkurse für die ausländischen Arbeitskräfte oder schaut, dass sie den Führerschein machen können.

Jetzt sind die Arbeiter von 7 bis 12 und von 13 bis 17 Uhr draußen, im Winter arbeiten sie acht Stunden, während der Ernte auch am Samstag. Der Betrieb stellt den Leuten eine Wohnung. „Sonst“, sagt Alverà, „kommt niemand.“ Sie können dort auch bleiben, wenn der Saisonvertrag abgelaufen ist. Der Lohn hängt von Einstufung oder Prämien ab, aber im Schnitt sind es um die 1.600 Euro netto im Monat.

„Seit gut zehn Jahren sind wir hier, hier respektiert man uns, deshalb sind wir geblieben“, sagt Amarjeet. Auch Frau und Kind sind jetzt da, seit 2023, es hat gedauert, bis er sie nachholen konnte. Vor zwei Jahren hat er um die italienische Staatsbürgerschaft angesucht. Er wird, so hofft er, bald Italiener sein.

PERSONENTRANSPORT

Ali Syed, Busfahrer. Seis

(doc) Es ist kurz vor 7 Uhr morgens, Ali Syed kommt mit einem Citybus daher gefahren und lächelt breit vom Fahrersitz aus. Noch ist niemand im Bus. Doch auf dem Busbahnhof in Seis wuseln bereits viele Kinder und Jugendliche herum, sie müssen zur Schule oder zur Arbeit.

Zur vollen Stunde beginnt Syed die Linienfahrt, es geht von Seis nach St. Vigil und St. Oswald und wieder zurück nach Seis und weiter nach Kastelruth. „Ich fahre seit mehr als 15 Jahren diese Strecke“, sagt er und lächelt. Hier kennt er jedes Schlagloch und jede Kurve. Er weiß, wo er stehen bleiben muss, wenn sich ein Auto aus der Gegenrichtung nähert.

Ob das nicht langweilig werde, immer dieselbe Strecke? Ach wo, überhaupt nicht, sagt er. Im Gegenteil. Man komme mit vielen Menschen ins Gespräch und verrichte einen wichtigen Dienst. Ali Syed beginnt seine tägliche Schicht um



sieben, sie endet zwölf Stunden später – mit einigen Pausen dazwischen.

Als die ersten Kinder in den Bus klettern, grüßen sie den Fahrer freundlich. Mütter stehen am Straßenrand und winken Ali zu. Der lächelt und ruft: „Ciao! Buon giorno!“ Man gewinnt schnell den Eindruck, dass hier einer wirklich angekommen ist.

Ali Syed kam 1998 nach Italien. Der Mittfünfziger stammt aus Lahore. Das ist die Hauptstadt des Punjab und mit 13 Millionen Menschen die zweitgrößte Stadt Pakistans. Von dort zog er fort, weil er, wie er sagt, über den Tisch gezogen worden sei. Auch Arbeit war nur schwer zu finden.

Er machte sich auf nach Europa. Ein Landsmann weilte bereits in Südtirol, in seinem Restaurant heuerte er als Tellerwäscher an. Dann wechselte er in ein Hotel nach Kastelruth – und machte nebenbei den Busführerschein. Mit dem Bus zu fahren, fand er, müsse doch besser sein, als Teller abzuspolen.

Seitdem fährt er für das Kastelruther Unternehmen Simobil – und ist zufrieden. Mit seinem Job, mit seinem Zuhause, mit seinem Leben. Er wohnt gemeinsam mit seiner Frau in einer Mietwohnung in Seis. Momentan plagen ihn deswegen einige Sorgen: Der Mietvertrag läuft aus und die Vermieterin, sagt er, wolle die Miete um 250 Euro pro Monat erhöhen. Das sei zu viel. Deswegen sieht sich das Ehepaar Syed nun nach einer günstigeren Wohnung um. Etwas, hofft er, werde sich schon ergeben.

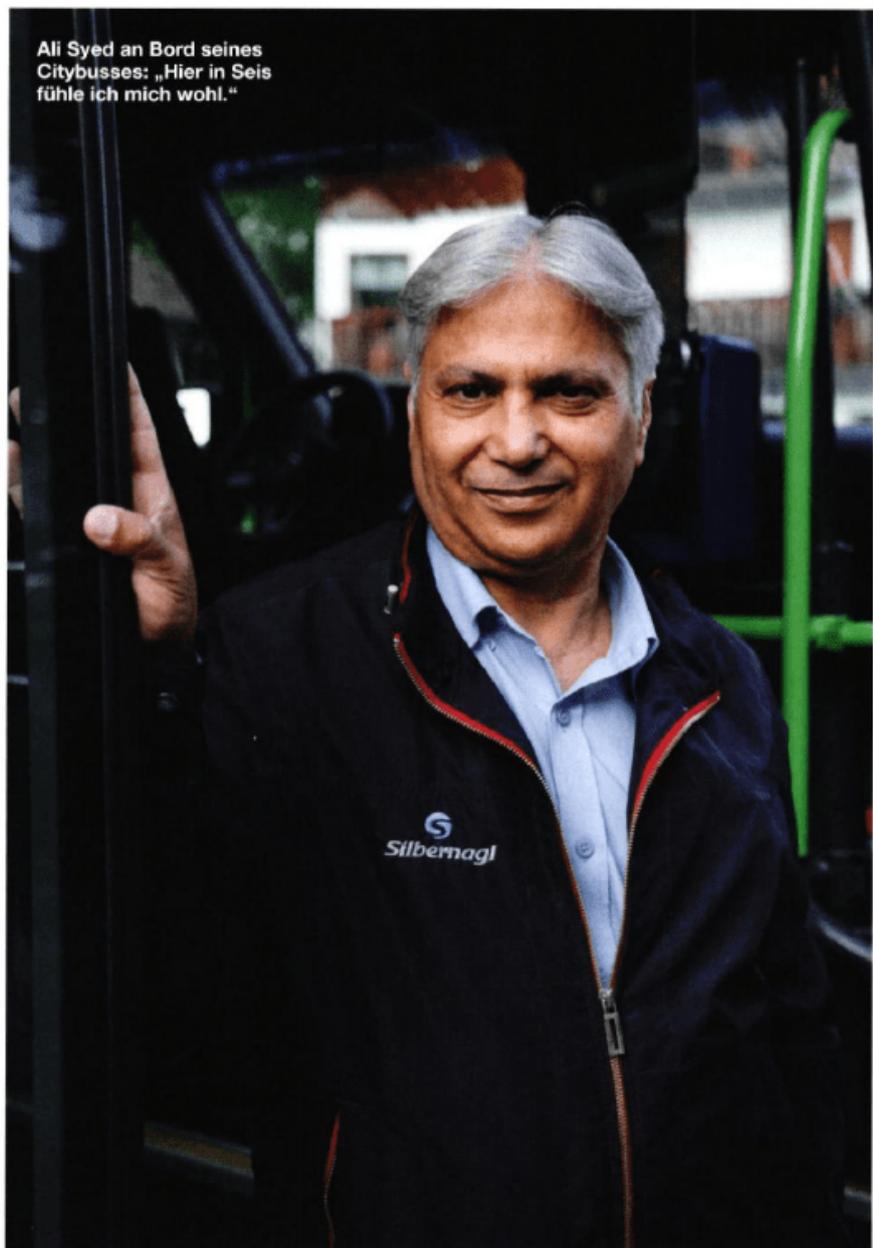
Simobil-Chef Markus Silbernagl beschäftigt mittlerweile rund 300 Leute. Ali Syed ist einer von ihnen. „Ein feiner Mensch“, lobt ihn Silbernagl. Sehr fleißig, sehr umgänglich und längst in die Südtiroler Gesellschaft integriert. Das geht so weit, dass Ali sogar zum Spatzenfest geht. Die Musik, sagt er, gefalle ihm. Simobil hat eine internationale Belegschaft (wie der Transportsektor insgesamt, die Daten decken sich in etwa): Ein Drittel stammt aus Südtirol, ein Drittel aus dem restlichen Italien. Und das dritte Drittel kommt aus anderen Ländern – darunter Albanien, Rumänien, Deutschland, Indien, Tunesien oder eben Pakistan.

Und was würde passieren, wenn Leute wie Ali Syed von heute auf morgen nicht mehr für ihn arbeiten würden? „Dann“, sagt Silbernagl, „würde morgen ein Großteil der Busse nicht mehr fahren.“ Und das nicht nur bei Simobil. Der öffentliche Verkehr in Südtirol käme in so einem Fall weitgehend zum Erliegen.

Deswegen ärgert sich Markus Silbernagl auch, wenn einschlägige Parteien hetzen und eine „Remigration“ aller Menschen mit ausländischen Wurzeln

fordern. Würden sie in ihre Herkunftsländer abgeschoben, bräche Südtirols Wirtschaft zusammen. Es fehlten Zehntausende Arbeitskräfte, daher hält er solche Sprüche für „völlig daneben und realitätsfremd“.

Ali Syed hat inzwischen seine erste Runde beendet. Zum Abschied schwärmt er noch, wie gut es ihm in Südtirol gefalle. Es sei ein schönes Land, sauber, ordentlich, sicher. Hier möchte er gemeinsam mit seiner Frau alt werden.





TITEL

HANDWERK

Alan Valencia, Bäcker. Bozen

(gm) Alan Valencia, 41, ist ein kräftiger, kleiner Mann mit vielen Tattoos. Es ist 7.30 Uhr, als wir ihn in der Produktionshalle der Franziskanerbäckerei in Kardaun treffen. Hier werden jeden Tag zum Beispiel um die 9.000 Semmeln hergestellt – unter den 90 Brotsorten im Angebot. „Wir verarbeiten jeden Monat zwischen 12 und 15 Tonnen Mehl“, sagt Jürgen Pfitscher, der Chef. Er hilft hier jeden Tag mit, ab 3.30 Uhr ist er da.

Es ist gerade Schichtende, nur ein paar Kisten mit Brot stehen noch herum. Alan Valencia wird sich nach dem Gespräch Sonnenbrille und Helm aufsetzen, auf seinen Elektroroller schwingen und nach Hause fahren. Dort wird er etwas essen, ein paar Stunden schlafen, für die Kinder kochen, am Abend vor dem Fernseher sitzen, bis um 1 Uhr in der Nacht seine Schicht beginnt. Er ist einer der Bäcker bei „Franziskaner“.

Bäcker arbeiten in der Nacht, sechs Mal in der Woche.

Ein Verwandter hat ihn nach Südtirol gebracht, ebenfalls ein Bäcker. Valencia kam mit einem Arbeitsvertrag ins Land. „Wir hatten“, erzählt er, „eine kleine Bäckerei in Lima.“ Er spricht Italienisch, in das sich Spanisch mischt, das in Peru gesprochen wird: „Auf Deutsch kann ich nur die Schimpfwörter.“

Er hat drei Kinder, die in Südtirol geboren wurden und hier leben, 16, 13 und 10 Jahre alt, sie gehen in Bozen in die italienische Schule. Als er vor 20 Jahren hierherkam, hat er einen Sohn in Lima zurückgelassen. Lima ist die Hauptstadt von Peru (mit 10.000.000 Menschen, in Bozen sind es 105.000). „Hier“, sagt Valencia, „habe ich ein ruhiges Leben.“

75 Angestellte hat „Franziskaner“ insgesamt, Bäcker, Konditorinnen, Ausfahrer, Verkäuferinnen. Hier in der Produktion sind es 32, acht davon ausländische Arbeitskräfte, also 25 Prozent.

Jürgen Pfitscher sagt, er würde sofort zehn Leute einstellen, wenn er sie nur finden würde: „Seit der Pandemie ist es eine Katastrophe.“ Ein Lehrling ist gerade in Ausbildung, kurz vor der Gesellenprüfung, dann gibt es keinen mehr.

Alan Valencia, er ist aus Peru nach Südtirol gekommen, zeigt das Brot, das er in der Nacht gebacken hat: „Ich habe hier ein ruhiges Leben.“



Foto: Alessandro Albon



Bäckereien zählen zum Handwerk. Nach Angaben des Landesamtes für Arbeitsmarktbeobachtung waren 2024 im Handwerk im Jahresdurchschnitt rund 8.200 Menschen beschäftigt, davon 10 Prozent aus dem Ausland.

Chef Pfitscher zahlt mehr, als es der Tariflohn vorsieht. Ein Geselle verdient bei „Franziskaner“ zwischen 1.900 und 2.100 Euro netto im Monat. Der Betrieb arbeitet daran, dass die Bäcker nur mehr einmal im Monat sechs Tage arbeiten müssen. Das geht, wenn man die Gärung des Teigs hinauszögert, dann kann man das Brot am nächsten Tag backen.

Brot ist in den vergangenen Jahren teuer geworden, manche Sorten um bis zu 70 oder 80 Prozent. Das Getreide, der Kakao, die Energie, die Fette. Vielleicht muss Jürgen Pfitscher die Preise im Herbst schon wieder anheben, es wäre das sechste Mal seit 2020.

Alan Valencia, er muss seine Aufenthaltsgenehmigung alle zehn Jahre erneuern, sagt, das Brotbacken mache ihm Freude. Er knetet die Luft und lächelt, als er darüber redet. „Mein Leben ist hier“, sagt er, „es gibt nichts, was mich nach Peru zieht, meine Mutter lebt schon im Himmel.“

PFLEGE

Svitlana Matsuta, Badante. Bruneck

(ml) Svitlana Matsuta ist eine sogenannte Badante, eine Altenbetreuerin. Sie kam vor 22 Jahren nach Italien, um ihrer Familie in Riwna, im Nordwesten der Ukraine, das Überleben zu sichern; das angesparte Geld im Moskauer Rentenfonds ihrer Eltern hatte sich mit dem Verschwinden der Sowjetunion in Luft aufgelöst.

Nach Arbeitsaufenthalten in verschiedenen Provinzen arbeitet Matsuta seit fünf Jahren in Südtirol. Sie hat zunächst in Meran gearbeitet, ihren derzeitigen Job hat sie über ukrainische Arbeitskolleginnen gefunden. Sie pflegt eine 82-jährige Frau in einem Hotel in Reischach bei Bruneck. Dabei handelt es sich um die Seniorchefin des Hotels, die an Demenz erkrankt ist. Matsuta wohnt mit ihr zusammen in einem eigenen Appartement, hat ihr eigenes Zimmer und Bad.

„Mir geht es mit meiner Betreuten und ihrer Familie sehr gut“, sagt sie. Der Arbeitstag ist streng durchstrukturiert. „Ich stehe vor 7 Uhr in der Früh auf und schaue, dass ich bereit bin und gefrühstückt habe, wenn die Signora aufsteht“, sagt Matsuta. Dann stehen Waschen, Anziehen und Frühstück machen auf dem Programm. „Meine Signora ist als Hotelierin stets auf ihr Äußeres bedacht. Ich mache sie zurecht, mir gefällt es, sie zu umsorgen.“ „Coccolare“ nennt Matsuta das auf Italienisch, das sie nahezu perfekt spricht. Wenn es das Wetter erlaubt, wird am Vormittag ein ausgedehnter Spaziergang gemacht, denn die pflegebedürftige

Frau, die seit Kurzem mit Rollator gehen muss, soll in Bewegung bleiben.

Das Mittagessen zubereiten muss Matsuta lediglich für die Dauer von jeweils einem Monat im Spätherbst und im Frühjahr. Die restliche Zeit kann sie das Essen aus der Hotelküche beziehen. Nach dem Mittagsschläpfchen führt Matsuta ihre Betreute abermals zu einem Spaziergang aus. Nachmittags stehen außerdem noch verschiedene Spiele an, hauptsächlich Figurenspele. „Meine Signora muss ihr Gehirn trainieren“, sagt sie. Abendmahl, Körperpflege und das Zubettbringen runden den Tag ab. Strikt einzuhalten ist die Verabreichung

Svitlana Matsuta: „Ich will meinen Job gut machen“, sagt die gelernte ukrainische Anästhesiekrankenschwester.



Foto: Privat



TITEL



Hygiene bedeutet in einem Krankenhaus nicht nur Sauberkeit – es bedeutet auch Sicherheit. Hamilton Barrera überprüft die Arbeit seiner Kolleginnen und Kollegen. Die meisten von ihnen stammen aus dem Ausland.

Foto: Alexander Albr

verschiedener Medikamente während des Tages. Matsuta, die gerne lacht, will ihren Job gut machen.

Zwei Stunden am Tag hat sie für sich, es handelt sich um die ihr zustehende freie Zeit. Freien Tag hat sie auf eigenen Wunsch keinen, sie hat lieber eine längere Ferienzeit, wenn sie nach Hause in die Ukraine zu ihren beiden erwachsenen

Töchtern und deren Familien fährt. Alles in allem verdient Svitlana Matsuta rund 1.500 Euro.

Die in der Ukraine ausgebildete Anästhesiekrankenschwester, mittlerweile selbst 70 Jahre alt, ist seit acht Jahren Witwe. In acht Monaten kann Svitlana Matsuta in den Ruhestand gehen. Sie freut sich darauf, dann ihre Enkel zu

umsorgen – „in einem hoffentlich bald befriedeten Land“.

Genau Zahlen gibt es keine, doch das Heer der Pflegekräfte mit ausländischer Herkunft ist groß und geht in Südtirol in die Tausende. Altenbetreuerinnen werden hierzulande von zehn privaten Agenturen vermittelt; von sieben Agenturen ist bekannt, dass derzeit rund 1.350



Pflegekräfte ihre Dienste in Anspruch nehmen. Zahlreiche Badanti organisieren sich jedoch eigenständig. Und die Zahl der Altenpflegerinnen wird weiter kräftig wachsen, denn in 15 Jahren werden fast 80.000 in Südtirol über 75 Jahre alt sein.

Ohne ausländische Arbeitskräfte wäre auch der Südtiroler Sanitätsbetrieb in seiner jetzigen Form nicht

aufrechtzuerhalten. Zwischen Hilfspflegerinnen, Krankenpflegern, Verwaltungs- und technischem Personal, Ärztinnen und Hebammen sowie weiteren Berufskategorien sind laut Auskunft des Sanitätsbetriebes rund 1.550 Personen angestellt, die nicht in Italien geboren wurden.

Die größte Berufsgruppe wird dabei von den Krankenpflegekräften gestellt; die größte Gruppe nach Länderherkunft kommt aus Deutschland, gefolgt von Rumänien und Österreich.

REINIGUNG

Hamilton Barrera, Qualitätskontrolle. Bozen

(aw) Hamilton Barrera war 30, als er nach Italien kam; er zog nach Trient, wo eine Cousine lebte. In seinem Heimatland Kolumbien war der Lohn damals gering, deswegen entschied er sich auszuwandern. So wie es bereits seine Eltern getan hatten. Sie blieben in Südamerika, er wollte nach Europa.

Nach seiner Ankunft arbeitete er als Maurer, Spengler und Fabrikarbeiter, er musste jeden Job annehmen, den er bekommen konnte. Und er lernte Italienisch, man hört nur bei wenigen Begriffen, dass Spanisch seine Muttersprache ist.

2011 fing Hamilton Barrera als Reinigungskraft an. Er putzte damals an der Universität von Trient, dann arbeitete er sich nach oben. Seit August des vergangenen Jahres ist er bei Markas beschäftigt, das Unternehmen mit Sitz in Bozen ist ein großer Player auf dem italienischen Reinigungsmarkt. In Südtirol reinigen die Markas-Leute alle Einrichtungen des Südtiroler Sanitätsbetriebes, das Landeskrankenhaus Bozen etwa.

Barreras Aufgabe ist die Qualitätskontrolle. Er streift sich seinen weißen Mantel mit dem hellblauen Firmenlogo über, zieht die weißen Arbeitsschuhe an und macht sich auf den Weg. In einem Krankenhaus ist Hygiene nicht nur eine Frage von Sauberkeit, sie bedeutet auch

Sicherheit. Deswegen wird die Arbeit der Reinigungskräfte laufend überprüft und protokolliert. Wurde der Wartebereich ordentlich gewischt, ist der OP-Raum bereit für den nächsten Eingriff?

Barrera sagt, die Arbeit seiner Kolleginnen und Kollegen wird von den Patienten und dem Krankenhauspersonal wertgeschätzt. Der Großteil seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind Frauen – und stammen aus unterschiedlichen Ländern. Manchmal sagen sie zu ihm, Ausländer hätten mit Vorurteilen zu kämpfen, er selbst hat das selten erlebt. Seit einigen Jahren besitzt er die italienische Staatsbürgerschaft, als er in Trient eine Wohnung für sich und seine Familie kaufte, war das von Vorteil.

Rund 4.700 Reinigungskräfte gibt es in Südtirol, 68 Prozent davon sind keine italienischen Staatsbürger, über 64 Prozent stammen aus einem Nicht EU-Land. Die Zahlen hat das Amt für Arbeitsmarktbeobachtung erhoben.

Das Unternehmen Markas beschäftigt in Italien über 6.200 Reinigungskräfte, 26 Prozent davon haben keine italienische Staatsbürgerschaft. In Südtirol arbeiten 619 Reinigungskräfte für das Unternehmen, 58 Prozent davon stammen aus Ländern wie Marokko, Albanien oder Bangladesch. Südtirolerinnen und Südtiroler, unabhängig von der Muttersprache, findet man kaum. Markas-Generaldirektorin Evelyn

**„WER BEHAUPTET,
WIR BRÄUCHTEN
KEINE AUSLÄNDER,
LÜGT.“**

Evelyn Kirchmaier,
Generaldirektorin
Markas GmbH

Kirchmaier sagt: „Überall soll es sauber sein, aber nur wenige sind bereit, einer Reinigungstätigkeit nachzugehen.“

Das Unternehmen ist auf ausländische Arbeitskräfte angewiesen. „Wir brauchen diese Menschen, sie halten unser System am Laufen.“ Die Reinigungsbranche gibt vielen Menschen Arbeit – das Anforderungsprofil, etwa das sprachliche, ist gering. Und Arbeit ein wichtiger Baustein bei der Integration. „Wer behauptet, wir bräuchten keine Ausländer, lügt“, sagt Kirchmaier. Und fragt: „Wer reinigt dann den OP, in dem ein Südtiroler operiert werden soll?“



TITEL



Foto: mw

2015 besuchte er das erste Mal Südtirol, jetzt ist er Pfarradministrator von St. Lorenzen: Yves Kizito Menanga stammt ursprünglich aus dem Kongo.

KIRCHE

Yves Kizito Menanga, Pfarradministrator.
St. Lorenzen

(aw) Am Ende seines Besuchs überraschte Yves Kizito Menanga die Kinder der Grundschule von St. Lorenzen. Er tanzte. Ein Priester, der singt, okay, aber einer, der tanzt? Das hat in Südtirol Seltenheitswert; in Afrika ist das anders, da sitzen die Gläubigen während des Gottesdienstes nicht nur auf den Kirchenbänken, sie bewegen sich auch. Das sei Ausdruck der Liebe zum Leben, erklärt Menanga.

Yves Kizito Menanga ist seit September 2024 der Pfarradministrator von St. Lorenzen, Montal und Onach, davor war der 48-jährige Jesuit Kooperator in Brunneck. Pfarrer seiner Gemeinde kann er noch nicht werden, dafür bräuchte er die italienische Staatsbürgerschaft. Menanga,

den hier alle Kizito nennen, ist Kongoleser. Im Kongo hat er auch Philosophie studiert, später in Kenia Theologie, in München hat er dann in Philosophie promoviert. Während seiner Zeit in München hat er mit Freunden einen Ausflug nach Südtirol gemacht – und in Brixen die Kassiansprozession besucht. Damals meinte ein Südtiroler zu ihm: Warum kommst du nicht zu uns? Der Diözese Bozen-Brixen mangelt es an Priestern, vor allem an jungen; längst haben nicht mehr alle Dörfer ihren eigenen Pfarrer, die Pfarreien werden zu Seelsorgeeinheiten zusammengefasst.

Der Satz, komm doch zu uns, ließ Kizito auch nach seiner Rückkehr nicht mehr los. Er sprach mit seinem Provinzial im Kongo, dann mit dem Generaloberen seines Ordens in Rom. 2021 zog er nach Südtirol. Er fühlt sich wohl hier.

„Es ist ein schönes Widum“, sagt Kizito und führt durch die Räume im ersten Stockwerk des Pfarrhauses. Hier befindet sich sein Büro, einen Stock darüber die Wohnung des Pfarrers; Kizito bereitet gerade seinen Umzug von Brunneck nach St. Lorenzen vor.

„Meine Hauptaufgabe ist es, die Pfarrgemeinde zu begleiten“, sagt er. Er feiert Gottesdienste, spendet die Sakramente, gestaltet Hochzeiten und Beerdigungen, begleitet die Vereine, kümmert sich um die Verwaltung. Priester haben in Südtirol gut zu tun. Aber immer dann, wenn Kizito auf der Gemeinde Unterlagen unterschreiben muss, etwa nach einer Hochzeit, muss das ein gesetzlicher Vertreter tun.

Kizito fühlt sich wohl in Südtirol und St. Lorenzen. Er sagt, er wurde gut aufgenommen, nur manchmal bekommt er Fragen gestellt, etwa: „Warum bist du hier?“ Er erklärt dann warum. Kizito ist nicht der einzige ausländische Priester in Südtirol. Als Priester kann man überall dienen.

Wie sehr sich die Kirche im Wandel befindet, sieht man nirgendwo deutlicher als in Brixen, dem historischen Sitz der Diözese. Von den zehn Priesteramtsanwärtern, die hier das Seminar besuchen, stammen aktuell acht aus Tansania und zwei aus Indien; Südtiroler Seminaristen gibt es keine.

Von den 177 Diözesan- und 148 Ordenspriestern, die in Südtirol leben (Stand 1. November 2024), haben 18 keine EU-Staatsbürgerschaft; der Pfarrer aus Tisens stammt etwa aus Tansania, der Pfarrer von Schlanders aus Indien.

„Wir brauchen Priester aus dem Ausland“, sagt Generalvikar Eugen Runggaldier, der für das Personal der Diözese zuständig ist. Sie erleichtern die Seelsorge, lindern das Problem des Priestermangels, aber sie lösen es nicht.

Dennoch sucht die Diözese nicht aktiv nach Priestern im Ausland. Man müsse genau hinschauen, warum jemand aus einer anderen Diözese nach Südtirol kommen wolle, sagt Runggaldier. Auch deswegen gibt es eine fünfjährige Probezeit, nach der beide Seiten entscheiden, ob Südtirol der richtige Ort für die Berufung ist. Bei Yves Kizito Menanga endet nächstes Jahr die Probezeit. Er denkt, für immer in Südtirol zu bleiben. ■